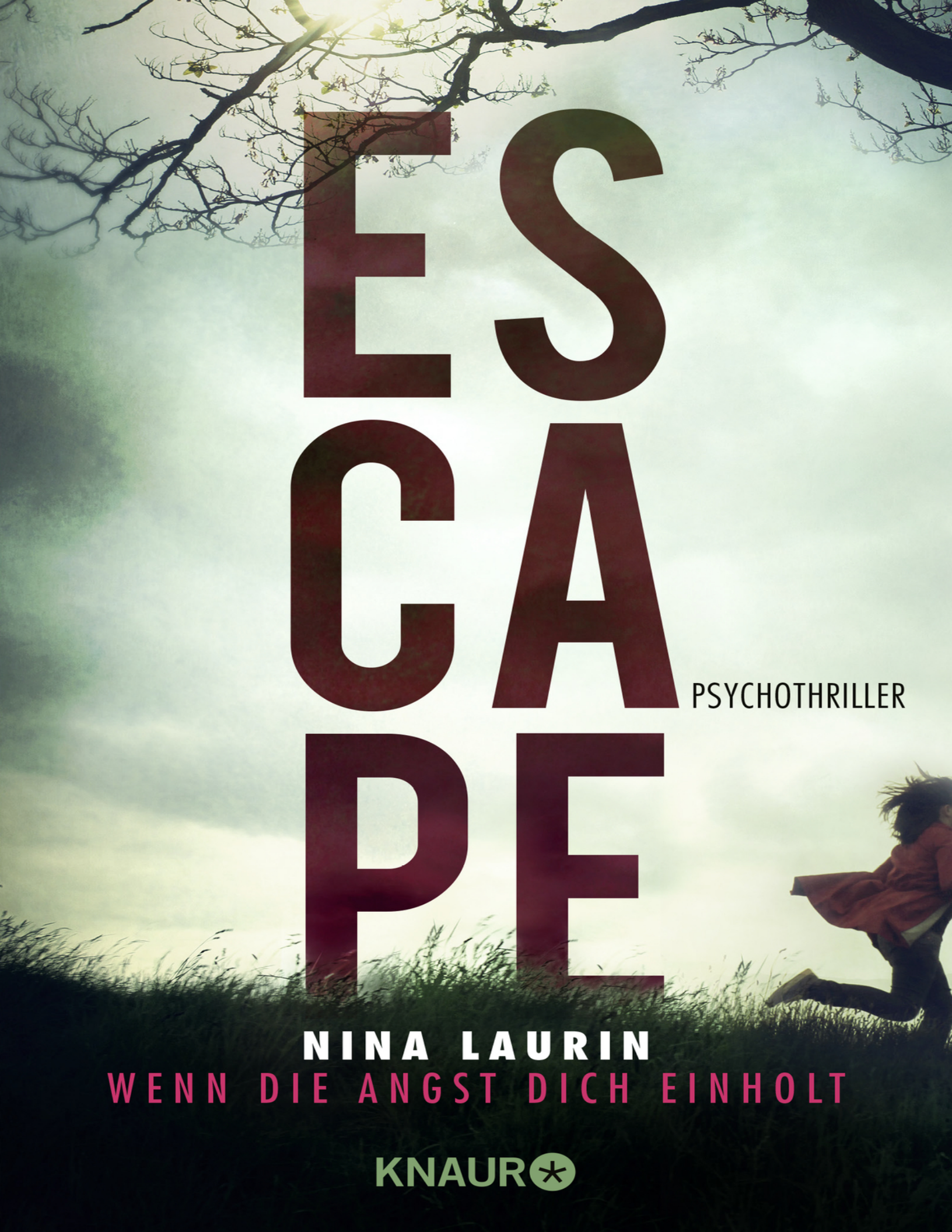




ESCAPE

PSYCHOTHRILLER

NINA LAURIN

WENN DIE ANGST DICH EINHOLT

KNAUR 

Nina Laurin

ESCAPE

Wenn die Angst dich einholt

Psychothriller

Über dieses Buch

Eigentlich hat Laine Moreno längst aufgegeben. Seit zehn Jahren versucht die 24-Jährige zu vergessen, was man ihr angetan hat: wie sie als Kind entführt und vier Jahre lang missbraucht wurde, bis ihr hochschwanger die Flucht gelang; dass man ihren Peiniger nie gefasst hat, weil sie sich nicht erinnern konnte; dass ihre Tochter zur Adoption freigegeben wurde. Doch als Laine eines Tages an einem Vermisstenplakat vorbeiläuft, starrt ihr die Vergangenheit mitten ins Gesicht: Die Gesuchte – Olivia Shaw, 10 Jahre alt – ist praktisch ihr Ebenbild. Um Olivia zu retten, muss Laine sich einer Wahrheit stellen, die sie zerstören könnte.

Inhaltsübersicht

Prolog

KAPITEL EINS

KAPITEL ZWEI

KAPITEL DREI

KAPITEL VIER

KAPITEL FÜNF

KAPITEL SECHS

KAPITEL SIEBEN

KAPITEL ACHT

KAPITEL NEUN

KAPITEL ZEHN

KAPITEL ELF

KAPITEL ZWÖLF

KAPITEL DREIZEHN

KAPITEL VIERZEHN

KAPITEL FÜNFZEHN

KAPITEL SECHZEHN

KAPITEL SIEBZEHN

KAPITEL ACHTZEHN

KAPITEL NEUNZEHN

KAPITEL ZWANZIG

KAPITEL EINUNDZWANZIG

KAPITEL ZWEIUNDZWANZIG

KAPITEL DREIUNDZWANZIG

KAPITEL VIERUNDZWANZIG

KAPITEL FÜNFUNDZWANZIG

KAPITEL SECHSUNDZWANZIG

KAPITEL SIEBENUNDZWANZIG

KAPITEL ACHTUNDZWANZIG

KAPITEL NEUNUNDZWANZIG

KAPITEL DREISSIG

KAPITEL EINUNDDREISSIG

KAPITEL ZWEIUNDDREISSIG

KAPITEL DREIUNDDREISSIG

KAPITEL VIERUNDDREISSIG

KAPITEL FÜNFUNDDREISSIG

DANKSAGUNG

Prolog

Ella, 2004

Die Nacht ist so hell, dass ihr die Augen wehtun. Sie ist an die gleichbleibend dunkle Kellerdecke gewöhnt, so niedrig, dass sie nur knapp aufrecht stehen konnte, daher blendet sie der Nachthimmel. Sie ist an die Grabesstille im Keller gewöhnt; all die leisen nächtlichen Geräusche sind ein Anschlag auf ihre Trommelfelle und zerren an ihren Nerven. Am liebsten würde sie die Augen zukneifen und sich die Hände auf die Ohren pressen, aber sie beherrscht sich und stolpert weiter am Straßenrand entlang, obwohl sich bei jedem Schritt winzige Steinchen in ihre Fußsohlen bohren.

Sie ist es nicht mehr gewohnt zu laufen. Ihre geschwächten Beine zittern vor Anstrengung. Jede Bö, die auf die erhitzte Haut ihrer nackten Arme und Beine trifft, lässt sie frösteln, und als ein großer eisiger Tropfen mitten auf ihrer Stirn landet, zuckt sie zusammen. Um sie herum platschen weitere Tropfen auf den Boden, und die Luft wird kälter; sie zittert. Regen, denkt sie, als es ihr endlich gelingt, das Wort aus den umnebelten Tiefen ihres

Gedächtnisses zurückzuholen. Das ist Regen. Nichts, wovor man Angst haben muss, nur Wasser vom Himmel.

Die Erinnerung an das Wasser, das ihr eimerweise über den Kopf geschüttet wurde, ihr in Nase und Mund lief, wenn sie zu schreien versuchte, lässt sie dennoch zusammenzucken. Als die vereinzelter Tropfen zu einer endlosen Wand aus eisigem Wasser werden, geben ihre Knie nach. Der Schotter schürft ihr die Haut auf, doch sie spürt es kaum. Sie kann ihren Sturz mit den Händen abfangen. Verdutzt betrachtet sie ihre Handgelenke. Da ist kein Seil, keine Kette. Stattdessen winden sich wulstige Narbenstränge darum, stellenweise noch verschorft.

Benommen starrt sie auf ihre Hände, kann den Blick nicht von ihnen abwenden.

Ihre Hände. Ihre Hände sind frei.

Ein Wimmern entfährt ihr, unhörbar im Prasseln des Regens auf dem Pflaster. Selbst als sie im rauschenden Regen ein Auto hört, selbst als dessen Scheinwerfer sie blenden, selbst als das Auto neben ihr anhält, kann sie den Blick nicht von ihren Händen abwenden.

Sie hat keine Kraft mehr, sich zu wehren.

Sich zu wehren, hat ihr sowieso nie etwas genützt.

Schritte knirschen über den Schotter. Jemand beugt sich über sie, schirmt sie so für einen Moment vor dem strömenden Regen ab. »Mädchen. Alles in Ordnung?«

Sie wünschte, sie könnte antworten, aber sie ist sich nicht sicher, ob sie noch eine Stimme hat. Womöglich ist

ihre Stimme schon vor Monaten abgestorben, ohne dass sie es gemerkt hat. Sie würde gern antworten, aber sie hat Angst, es herauszufinden.

»Wie bist du denn hier gelandet?«

Sie hört weitere Schritte und eine andere Stimme.

»Sean, verdammt. Sieh sie dir doch an.«

»Ja, ich seh's.«

»Nein, ich meine, sieh sie dir an.« Er flucht ausgiebig.

»Ich fordere Verstärkung an.«

»Wir sollten sie ins Auto legen«, sagt der Erste. Seine Stimme ist anders als die des Zweiten. Sanfter. Wohltuend. Erfüllt von einem Gefühl, von dem sie dachte, sie hätte es längst vergessen.

»Nein«, sagt der andere. »Rühr sie nicht an. Ich rufe einen Krankenwagen.«

»Spinnst du? Es regnet in Strömen. Sie klappert mit den Zähnen. Ich lege sie jetzt ins Auto, und dann kannst du so viele Krankenwagen rufen, wie du willst.«

»Vorschriften, Sean.« Der andere klingt wütend, und da bekommt sie schreckliche Angst, macht sich ganz klein und drückt die Stirn auf die Knie. Das hat zwar nie etwas genützt, aber aus irgendeinem Grund macht sie es trotzdem.

»Scheiß auf die Vorschriften«, blafft der Erste. »Sieh sie dir doch an, verdammt. Sie trägt keine Schuhe. Sie blutet.«

Endlich hebt sie den Kopf ein wenig und blinzelt. Blinkende rote und blaue Lichter dringen durch den

Regenvorhang. Rot, blau, rot, blau, rot, blau. Das ist schön, denkt sie. Es ist lange her, dass sie so viel Farbe gesehen hat. Da muss sie weinen, aber vielleicht ist es auch nur der Regen, der ihr in die Augen läuft.

Sie versucht, sich zu erinnern, was ein weiß-blaues Auto mit roten und blauen Lichtern zu bedeuten hat, aber es fällt ihr nicht ein.

Ein leises Geräusch, jemand kniet sich neben sie. Hastig drückt sie den Kopf wieder auf die Knie.

»Hey Kleine«, sagt er. Es ist der Erste, der mit der guten Stimme. »Alles in Ordnung, Kleine?«

»Sean«, blafft der mit der bösen Stimme im Hintergrund.

»Verpiss dich, Murphy. Sie ist nur ein kleines Mädchen.«

Sie blinzelt sich den Regen aus den Augen und sieht ihn zum ersten Mal an, nur einen Augenblick lang, dann lässt der Regen ihr wieder alles vor den Augen verschwimmen, aber sein Bild brennt sich ihr ins Gedächtnis. Er hat große, dunkle, mandelförmige Augen, und sie blicken mitfühlend, besorgt und traurig.

Und da reißt einfach etwas in ihr, und die schier endlos lange angestauten Schluchzer sprudeln alle auf einmal aus ihr heraus. Sie bricht zusammen, und ihm bleibt nichts anderes übrig, als sie aufzufangen; seine Arme sind warm und trocken und – und sicher.

Sie hatte längst vergessen, wie es sich anfühlt, in Sicherheit zu sein.

Die andere Stimme, den Mann, der hinter ihnen flucht,
hört sie kaum; sie nimmt nichts mehr wahr als ihre
Schmerzen, ihr Leid und seine warme Gegenwart, deshalb
hört sie den anderen nicht sagen:

»Verdammt, es ist dieses Mädchen. Das vermisste
Mädchen. Ella Santos.«

KAPITEL EINS

Laine, Gegenwart

Normal zu sein, ist etwas, was man wirklich gut vortäuschen kann, wenn man sich richtig Mühe gibt. Zuerst muss man sich selbst davon überzeugen, dann folgen die anderen schon, wie Schafe, die von einer Klippe springen. Man verhält sich so normal wie möglich, man tut so, als ob. Diese Fassade der Normalität mag seidenpapierdünn sein, aber man findet schnell heraus, dass niemand es eilig hat, daran zu kratzen, geschweige denn, nach Schwachstellen darin zu suchen. So kann man sich durch das ganze Leben hangeln, von einer nichtssagenden Tätigkeit zur nächsten, nie das Muster durchbrechen, dann merkt keiner was. Darauf zähle ich jedenfalls.

Als ich Olivia Shaw zum ersten Mal sehe, weiß ich, dass das nicht mehr lange funktionieren wird.

Normalerweise bin ich um sieben im Supermarkt und habe um zwei Schluss. Danach gehe ich entweder joggen oder mache ein Nickerchen, bis ich zur zweiten Schicht muss. Ich jogge mindestens zweimal pro Woche, normalerweise dreimal, und wenn ich es nicht zwischen

den Schichten schaffe, dann morgens noch vor der Arbeit. Als ich das einmal einer anderen Kassierererin erzählte, sagte sie, sie wüsste, sie hätte meine Disziplin, und ich nickte nur, denn was soll man darauf schon sagen? Seitdem rede ich möglichst wenig mit anderen über das, was ich außerhalb der Arbeit mache. Ich habe diesen Job jetzt seit fast sechs Monaten, für mich eine halbe Ewigkeit, und es kann nicht mehr lange dauern, bis auffällt, dass ich mich von den Kollegen fernhalte.

Diese andere Kassierererin ist heute nicht da. Ich habe sie schon eine ganze Weile nicht mehr gesehen, vielleicht hat die Marktleiterin sie für eine andere Schicht eingeteilt, vielleicht hat sie sie auch gefeuert, ich weiß es nicht. Die Marktleiterin ist Charlene, und sie sieht auch aus wie eine Charlene: Gesundheitsschuhe, Dauerwelle und Lippenstift in dem immer gleichen kühlen Farbton, den man schon 1989 hätte vom Markt nehmen sollen. Ich vermute, sie hält sich für so was wie einen mütterlichen Typ, aber mir ist nicht entgangen, wie sie mich angesehen hat, als ich eine Viertelstunde zu spät kam. Die Luft draußen ist so schwül, als würde man unter Wasser atmen, und meine Haare kräuseln sich hartnäckig, obwohl ich sie gerade vor einer Stunde mit dem Glätteisen bearbeitet habe. Ich bin noch immer verschwitzt, dabei habe ich mich soeben umgezogen und trage jetzt meine Arbeitskleidung, das violette Sweatshirt mit dem Supermarktlogo über der rechten Brust, darunter mein Name: LAINEY M. M., weil ich hier

nicht die einzige Lainey bin; die rundliche junge Frau, die so unschuldig versuchte, sich mit mir anzufreunden, war Lainey R. Ist sie wohl immer noch, wenn auch vielleicht nicht in diesem Laden. Hiermit wollte sie das Eis brechen: *Oh, guck mal, wir haben denselben Vornamen, was für ein Zufall!* Ich habe ihr nicht gesagt, dass niemand mich Lainey nennt, jedenfalls niemand, der für mich zählt.

Ist auch egal. Ich habe mir den Namen nicht mal selbst ausgesucht. Sie haben ihn im Krankenhaus nach dem Zufallsprinzip ausgewählt, den Vornamen irgendeiner Soap-Opera-Heldin und dazu einen gewöhnlichen Nachnamen. So weit verbreitet und unauffällig wie möglich. Damit verschwinde ich in der Masse, so lautete die Begründung.

Und es hat funktioniert, das mit dem in der Masse Verschwinden, jedenfalls bis heute. Heute schiebt mir Charlene, die Marktleiterin, ein paar Flyer zu, die ich neben den gläsernen Eingangs- und Ausgangstüren aufhängen soll. Ich bin noch ein bisschen tranig, nehme die Flyer mechanisch entgegen und vergesse ganz, dass heute nicht Sonntag ist und ich das schon gemacht habe, die üblichen Flyer mit den wöchentlichen Sonderangeboten ja schon aufgehängt habe: Rinderhack drei neunundneunzig das Pfund, Tomatencremesuppe, konzentriert, drei Dosen für vier Dollar. Erst als mein Blick auf die Flyer fällt, sehe ich, was ich da in der Hand halte, und mein Gedankentrott gerät ins Stocken.

Es ist nichts Ungewöhnliches. Nichts, was nicht schon ein paar Mal passiert wäre, seit ich in diesem Supermarkt arbeite. Einmal war es der sechsjährige Junge, der eine Woche später gefunden wurde und dessen Vater aus der Stadt abgehauen war, weil er sich nicht mit dem geteilten Sorgerecht abfinden wollte, das andere Mal eine ältere Frau aus der Nachbarschaft, bei der man Selbstmord befürchtete. Niemand weiß, was aus ihr geworden ist, ich schon gar nicht, aber eines Tages kam ich zur Arbeit, und das Plakat war weg, ersetzt durch neue Sonderangebote – Cantaloupe-Melonen, Brokkoli und Chips unserer Hausmarke. Wer weiß, vielleicht hat sie sich wirklich umgebracht. Aber sie ist nicht die Art von vermisster Person, die mich interessiert.

Heute allerdings erblicke ich auf den Flyern sie, Olivia Shaw, Alter: zehn Jahre.

Es ist ein typisches Vermisstenplakat der Polizei von Seattle, oben ein Foto und darunter eine Personenbeschreibung in ordentlichen Spalten. Das Foto ist von sichtlich guter Qualität und in Farbe, aber die Farbkartuschen des Druckers waren wohl fast leer, und die Farben sind ineinander verlaufen wie auf einem dieser Polaroidfotos.

Olivia Shaw wird seit vergangenem Dienstag vermisst. Zuletzt gesehen wurde sie vor dem Eingang ihrer Grundschule in Hunt's Point in einer weißen Frühlingsjacke und rosa Stiefeln. Mein Hirn registriert die Informationen

mechanisch, jedes Wort brennt sich mir ins Gedächtnis, und zugleich habe ich distanziert und systematisch die einzelnen Punkte ab. Wie Teile eines Kaleidoskops fügen sie sich ineinander.

Falls Sie wissen, wo Olivia Shaw sich aufhält, oder sachdienliche Informationen haben, wenden Sie sich bitte an ...

Bilder blitzen vor meinem inneren Auge auf und zerfallen sofort zu schwarzem Staub, wie ein Traum, an den ich mich zu erinnern versuche. Ich habe in den letzten zehn Jahren viel Zeit damit verbracht, mir die Gesichter von Mädchen auf Vermisstenplakaten anzusehen, und mich immer wieder gefragt, wer mich in jenem Keller ersetzt hat. Aber sie waren nie ganz im richtigen Alter, hatten nie ganz das richtige Aussehen, es waren nie ganz die richtigen Begleitumstände. Bis zu Olivia Shaw, Alter zehn Jahre, morgen seit einer Woche vermisst.

Aus meinen Recherchen in unzähligen schlaflos verbrachten Nächten weiß ich, dass die meisten Entführungsoffer innerhalb von achtundvierzig Stunden tot sind.

Du hast Glück gehabt, Ella.

Ich zwingen mich, das Gesicht auf dem Foto zu betrachten, mich in ihre leicht verwischten Züge zu vertiefen, bin wie gebannt.

Olivia Shaw könnte mein Spiegelbild sein, wenn man dreizehn Jahre zurückspulte. Unbändige dunkle Locken

umgeben ihren Kopf wie eine Aureole – wie meine, wenn ich sie nicht mit dem Glätteisen quäle. Dunkle Haut, wie meine. Ihre Augen – die Farbe ist wegen des unscharfen Ausdrucks nicht zu erkennen, aber laut Personenbeschreibung sind sie grau.

Irgendwann dringt zu mir durch, dass jemand meinen Namen sagt, meinen anderen, neuen Namen. Das ist meine Chefin. Es kommt mir vor, als wäre meine Wirbelsäule zu porösem Stein geworden, und mein Hals könnte brechen, wenn ich den Kopf zu schnell drehe. Ihr Gesicht drückt Verwirrung aus.

»Das Klebeband«, sagt sie und blinzelt mit ihren dünnen, mascaraverklebten Wimpern.

Das Klebeband? Oh. Das Klebeband. Unwillkürlich kratze ich mich unter dem langen Ärmel meines Sweatshirts am Handgelenk. Charlene hält mir das durchsichtige Klebeband hin und wirkt zunehmend verärgert. Ich benötige fünf Schritte, um den Abstand zwischen uns zu überwinden und ihr das Klebeband abzunehmen. Dabei rutscht mein Ärmel trotz des relativ eng sitzenden Bündchens hoch, und mein Handgelenk wird sichtbar. Für den Bruchteil einer Sekunde zuckt ihr Blick dorthin, genauso, wie Leute verstohlene Blicke auf ein entstelltes Gesicht werfen: Sie starren hin, aber nur halb, und sehen sofort so vehement weg, dass man sich wünscht, sie würden einfach offen glotzen, sich ihren morbiden Kick abholen und fertig. Ich kann hier keine Armstulpen tragen;

»Accessoires« sind nach dem Dresscode nicht erlaubt. Deshalb habe ich mir angewöhnt, ständig die Ärmel herabzuziehen, ein Tick, der sich auch außerhalb des Supermarkts hält.

Alles in allem gibt es wahrscheinlich schlimmere Angewohnheiten.

Das Geräusch beim Abrollen des Klebebands macht mir eine Gänsehaut. Ich halte das Plakat ans Glas, klebe erst eine Ecke, dann die andere fest und gebe mir zu viel Mühe, es ganz gerade aufzuhängen. Als ob ihr das helfen würde. Ich weiß, das mache ich nur, um noch einmal den Text lesen, das Foto betrachten und mir beides für immer und ewig in die Netzhäute einbrennen zu können. Um Olivia Shaw meiner stetig wachsenden mentalen Sammlung von Verschwundenen einzuverleiben. Nur weiß ein Teil von mir jetzt schon, dass dieses Stück meiner Sammlung anders ist als die anderen.

Die automatische Eingangstür öffnet sich zischend, und als ich hindurchgehe, summen meine Muskeln vor Anspannung. »Charlene«, höre ich mich sagen, »ich gehe eine rauchen.«

Sie weist mich darauf hin, dass wir in fünf Minuten öffnen, aber länger brauche ich sowieso nicht. Schon bin ich auf dem Weg nach draußen, wobei ich meine Taschen abtaste und mich frage, was ich mit meiner Notfallpackung Kippen gemacht habe. Vielleicht ist sie in meiner Jacke, die ganz hinten im Gebäude ist, in den schuhkartongroßen

Spind im Pausenraum gestopft. Pech gehabt. Aber ich glaube, eine Zigarette würde mir jetzt sowieso nicht helfen. Stattdessen hole ich mein Telefon aus der Tasche, starre aufs Display, bis es mir vor den Augen verschwimmt, und gebe das Passwort ein. Ich vertippe mich drei Mal, bis das Gerät endlich entsperrt ist, dann öffne ich den Browser und tippe fieberhaft ins Suchfeld.

Noch etwas, was ich von meinen nächtlichen Streifzügen durchs Internet weiß: Entführer, Vergewaltiger, Serienmörder, die hören nicht einfach irgendwann auf. Sie werden aufgehalten. Der Mann, der mich – beziehungsweise Ella – entführt hat, wurde nie gefasst. Aber in den letzten zehn Jahren gab es kein weiteres Mädchen.

Jetzt schon.

KAPITEL ZWEI

In Büchern und Filmen stirbt die seelisch gebrochene Frau am Ende immer. Manchmal gestattet man ihr eine letzte heldenhafte Tat, eine letzte sarkastische Bemerkung, bevor sie abtritt. Vielleicht opfert sie sich für den wahren Helden, vielleicht ist ihr Tod auch bloß ein sinnloser Unfall, ein Nachgedanke. Aber sie stirbt immer, weil sie zu besudelt ist, um weiterzuleben.

Jedes Mal, wenn ich sie sterben sehe, bin ich neidisch. Das hätte ich sein sollen, vor langer Zeit.

Es wäre besser für alle gewesen, wenn ich einfach gestorben wäre, wie sie jahrelang gedacht hatten – bis ich wieder auftauchte –, besonders für mich, das namenlose, stumme Geschöpf, das aus Ella Santos' Überresten geboren wurde, verabscheuenswert, eine lebende Tote.

Sie mussten diesem stummen Geschöpf, diesem Frankensteins Monster voller Narben und Nähte, einen beliebigen neuen Namen geben, denn das Geschöpf konnte nicht sprechen, um sich selbst einen auszusuchen. Das Höchste, was ich zustande brachte, war, das Y am Ende von Lainey wegzulassen und den Namen in Laine, mit nur einer Silbe, zu ändern. Klingt wie *lane*, Fahrspur, also etwas, was man auf einem Highway findet.

Welcher Aussetzer im Kopf meines Entführers ihn dazu brachte, dass er das Risiko einging, mich am Leben zu lassen, werde ich wahrscheinlich nie genau wissen. Aber die Frage lässt mich nicht los. Und den Verdacht, dass irgendeine namenlose Macht im Universum mich für etwas noch Schlimmeres aufspart, kann ich auch nicht abschütteln.

Während meine Laufschuhe jetzt rhythmisch aufs Pflaster knallen und die Erschütterungen mir bis ins Mark gehen, frage ich mich unwillkürlich, ob es das jetzt ist.

Ich wurde verschont, damit ich etwas tun kann, damit ich der Nächsten helfen kann. Dann ein dunklerer Gedanke: Ich wurde verschont, damit ich zusehen kann, wie das alles noch einmal passiert, ohne dass ich etwas dagegen tun kann.

Entschlossen fixiere ich mich auf das Brennen in meiner Lunge und meinen Beinmuskeln, aber das kann meine Gedanken nicht lange von dem heißen Eisen in meiner Tasche ablenken, gleich neben meinem Telefon, einmal, zweimal, dreimal gefaltet, bis das Papier sich nicht mehr falten ließ. Charlene gab mir vier Plakate, aber ich habe nur drei aufgehängt, gleich neben den grellgelben Zetteln, die ganze Hühner im Sonderangebot bewerben. Meine Chefin hat hohe Ansprüche, alles an ihr weist darauf hin, und wahrscheinlich fällt es ihr auf, aber hoffentlich denkt sie dabei nicht an mich. Bestimmt glaubt sie, ein Kunde

hätte es abgerissen und aus unbekannten Gründen mitgenommen.

Ich ertappe mich mit der Hand in der Tasche, wie eine Diebin, aber da ist es schon zu spät. Mein Handrücken streift den dicken Rand des gefalteten Plakats, und um mich abzulenken, hole ich stattdessen mein Handy aus der Tasche und sehe aufs Display. Mich ruft nie jemand an, und ich bin in keinem sozialen Medium unterwegs, im Gegensatz zu so ziemlich allen meinen Altersgenossen. Niemand hat mir ausdrücklich gesagt, dass ich mich davon fernhalten soll – es ist bloß ein tief sitzender Instinkt, zu stark, um dagegen zu handeln: der Instinkt, mich zu verstecken.

Zuerst entdecke ich den entgangenen Anruf, dann die Benachrichtigung, dass mir jemand auf die Mailbox gesprochen hat. Wie konnte ich das überhören? Mein Herz beginnt zu rasen, und das hat nichts mit der körperlichen Anstrengung zu tun, die meiner Raucherlunge zusetzt. Noch so ein instinktives Wissen: Entgangene Anrufe und besonders Nachrichten auf der Mailbox sind niemals gute Neuigkeiten. Ich kämpfe gegen das Zittern in meinen Händen an, wähle die Nummer meiner Mailbox und stöhne innerlich, als zuerst quälend langsam Datum und Uhrzeit genannt werden. Ein Knistern, ein kurzes Rauschen, dann dringt eine vertraute Stimme mit starkem nasalen Akzent an mein Ohr, und himmlische Erleichterung breitet sich wie Balsam in meiner Brust aus. Mein Herz hat davon

allerdings noch nichts mitbekommen und rast weiter. Es ist meine Kollegin. Ich konnte ihre Nummer nicht erkennen, weil sie von der Arbeit aus angerufen hat, von dem uralten Münzsprecher, den sie aus Gott weiß welchen Gründen behalten. Ich bin so überwältigt von dem Gefühl, irgendwie noch mal davongekommen zu sein, dass ich sogar vergesse, mich über das zu ärgern, was sie sagt: Ich soll früher zur Arbeit kommen, weil die Sowieso nicht aufgetaucht ist. Ohne das Ende der Nachricht abzuwarten, lege ich auf.

Also habe ich keine Zeit mehr für ein Nickerchen vor der zweiten Schicht. Auch gut, ich könnte jetzt sowieso nicht schlafen. Aber ich hatte für diese zwei Stunden andere Pläne, und die müssen jetzt bis spät in die Nacht warten – was mir im Moment vorkommt wie in hundert Jahren. Seit Olivia Shaw mir von diesem Plakat entgegenblickte, vergeht die Zeit anders. Sie ist nichts Flüchtiges mehr, das verrinnt, während ich unbeteiligt zusehe. Jetzt hat sie etwas Beklemmendes, als hätte ich vergessen zu atmen und müsste jeden Mundvoll Luft ganz bewusst in die Lunge saugen und drücken, wenn ich nicht ersticken will.

Oben in meiner Wohnung schließe ich die Tür hinter mir ab und lege die Kette vor, auch wenn ich in nicht einmal einer Stunde schon wieder losmuss, was mir gerade genug Zeit lässt, mich fertig zu machen. Deshalb brauche ich diesen zweiten Job, opfere Schlaf und geistige Gesundheit: weil ich diese Wohnung brauche. Das Leben mit Mitbewohnern hat nicht so toll funktioniert –

Überraschung, Überraschung –, und allein vom Lohn einer Kassiererin kann man in dieser Stadt keine Wohnung mieten. Nicht mal eine so miese Wohnung wie diese, in der miesesten Straße im miesesten Viertel. Zumal ich ja nicht nur die Miete aufbringen muss. Ich bin eine dreiundzwanzigjährige Frau, die Make-up und Kleidung und manchmal sogar Schmuck braucht, wobei meine Auswahlmöglichkeiten in diesem Bereich ein bisschen eingeschränkt sind.

Und andere Sachen.

Ich habe die Wohnung sogar ganz gemütlich hinbekommen. Sie ist zwar nicht mal dreißig Quadratmeter groß, aber jeder Zentimeter gehört mir. Ich habe Möbel aus einem Goodwill-Wohltätigkeitsladen und aus dem großen Gratissupermarkt, in den sich der Bürgersteig bei Umzügen verwandelt: einen schmalen Schreibtisch, der so alt ist, dass man ihn fast antik nennen könnte, einen Stuhl, der beinahe dazu passt. Die eingebaute Küchenarbeitsfläche ist zu klein, um daran zu essen, weshalb der Schreibtisch zugleich als Esstisch dient. Dafür habe ich einen hübschen kleinen Nachttisch von IKEA. Na ja, nicht *von* IKEA, aber ich glaube, da stammt er ursprünglich her. Jemand hat ihn weggeworfen, weil eine Ecke abgestoßen ist und man das billige Sperrholz unter dem Lack sieht. Ein Bettgestell habe ich nicht, nur eine Matratze auf dem Boden, wobei die ganz anständig ist – das Bett wird meine nächste große Investition. Je nachdem,

wie ich die nächsten Stunden/Tage/Wochen überstehe. Falls ich weiterhin rechtzeitig daran denke zu atmen.

Ich bin verschwitzt und erwäge, kurz zu duschen, verwerfe die Idee aber. Mir ist jetzt nicht danach, nackt zu sein. Also halte ich ein Handtuch unter den Wasserhahn und schrubbe mir damit Achselhöhlen und Brust – unter meinem Supermarkt-Sweatshirt. Das Handtuch ist auch nass noch kratzig, und ich fühle mich, als hätte mich jemand mit Stahlwolle abgerubbelt. Als ich das Sweatshirt ausziehe, merke ich, dass meine Brust voller roter Flecken ist, die hoffentlich wieder verschwunden sind, bis ich zur Arbeit muss.

Die Kleidervorschrift bei meiner zweiten Stelle ist ziemlich simpel. Es wird keine Arbeitskleidung gestellt – entweder können sie sich die nicht leisten, oder es ist ihnen egal. Man kann tragen, was man will, Hauptsache, es ist weiß. Die anderen Frauen klagen, dass auf weißem Stoff jeder Fleck zu sehen ist und er im Schwarzlicht fast durchscheinend wird, aber ich finde, in Weiß vermittelt mein windschnittiger Körper die Illusion von Kurven, was hilfreich beim Trinkgeld ist. Meine beiden identischen Arbeitskleider sind aus billigem Polyester, 20 Dollar im Sonderangebot bei einer der Fast-Fashion-Ketten, aber sie haben einen schönen Ausschnitt, und der Rock geht bis zur Mitte der Oberschenkel.

Dann die Stiefel, kniehoch, vorn abgerundet und mit klobigen Absätzen, die mich ein paar Zentimeter größer

machen, aber trotzdem bequem genug sind, um die halbe Nacht darauf zu stehen. Ich besitze jede Menge Stiefel in allen Formen und Farben – Stiefel sind sozusagen mein Ding, wenn auch nicht ganz freiwillig. Die einzige Alternative sind Basketballschuhe, aber die kann ich nicht ausstehen. High Heels trage ich nie, und Sandalen auch nicht, nicht mal im Sommer. Auch keine flachen Ballerinas oder diese Mary Janes mit den Plateausohlen und den zierlichen Knöchelriemchen.

Frauen mit Narbenringen um die Knöchel haben da keine große Auswahl. Ein Arschloch, mit dem ich mich leider eine Zeit lang getroffen habe, erzählt immer noch rum, dass ich beim Ficken die Stiefel anlasse.

An den Armen lange Stulpen, die bis zum Ellbogen reichen, und darüber rechts und links je drei Armreifen. Grundierung, unter den Augen Concealer, Augenbrauenstift, ein Hauch Highlighter auf Wangenknochen und Lippenherz, eine Beautyprozedur wie aus der Frauenzeitschrift. Ohne Make-up habe ich ein unscheinbares Gesicht, bis auf meine großen braunen Augen, die ein verliebter Idiot in einem anderen Leben vielleicht seelenvoll genannt hätte, und ich weiß, wie ich sie betonen kann. Ich ziehe breite Lidstriche mit dunkelblauem Kajal, in die inneren Augenwinkel kommt ein bisschen Silber. Dann jede Menge Lipgloss, der die Lippen dunkler wirken lässt, wie getrocknetes Blut. Zuletzt kratze ich ein bisschen Mascara aus dem abgestoßenen

DANKSAGUNG

Als Erstes danke ich meiner wunderbaren Agentin Rachel Ekstrom, die einen Papierstapel zu einem buchhandelsreifen Buch gemacht und die ganze Zeit an mich geglaubt hat. Außerdem danke ich Brita Lundberg und dem Team der Literaturagentur Irene Goodman.

Ich bedanke mich bei allen im Verlag Grand Central, und besonders bei meiner Lektorin Alex Logan, dafür, dass sie mir eine Chance gegeben haben.

Bücher erscheinen nicht in einem Vakuum, deshalb geht ein Dankeschön auch an die Leute, die während des langwierigen Schreib-, Redigier- und Rückfrageprozesses und während all dessen, was dazwischenkam, für mich da waren: Margarita Montimore, die sich meine Tiraden anhörte, Maude Michaud und alle bei »The Ladies« für Ermutigung und Kameradschaft (und Wein), sowie Alana James, Nisha Sharma, Marie-Pierre und Jessica – mein A-Team.

Vielen Dank, Kim Graff und Lauren Spieller für den redaktionellen Input im frühesten Stadium. Ich danke Patrick, meinem Liebsten, der mich während der vielen Höhen und Tiefen in diesem Prozess ertragen hat. Und ich bedanke mich bei meinen Dozenten für Kreatives

Schreiben an der Concordia University, Trevor, Sina, Tess und Mikhail, und auch bei meinen übrigen Dozenten dafür, dass sie mich in den Zeiten, als ich wegen dieses Romans meine Seminare vernachlässigte, nicht fallen ließen.

Allen anderen in den Workshops für Kreatives Schreiben bin ich ebenfalls dankbar.

Und schließlich danke ich meinen Eltern und dem weiteren Familienkreis – selbst wenn ihr nie ein Wort von dem lest, was ich schreibe, ist das okay. Doch, wirklich.

Impressum

Die englische Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel »Girl Last Seen« bei Grand Central Publishing.

© 2018 der eBook-Ausgabe Knaur eBook

© 2017 Nina Laurin

© 2018 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Kerstin Kubitz

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: Mark Owen / Trevillion Images

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

ISBN 978-3-426-44118-3

Hinweise des Verlags

Alle im Text enthaltenen externen Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstanbieter zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44 b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Wissen, was gelesen wird